Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

FISCHER SAUERLÄNDER



Sabrina J. Kirschner wuchs am Fuße des Schwarzwalds auf – in Freiburg im Breisgau. Ihre Kindheit verbrachte sie spielend im Wald, im Heu einer Pferdebox oder hinter den Seiten eines Abenteuerromans. Sie besuchte ein echtes englisches Pferdeinternat und studierte u. a. kreatives Schreiben. Heute verfasst sie erfolgreich Kinderromane und Drehbücher. Sabrina J. Kirschner lebt mir ihren Kindern, ihrem Mann, zwei Pferden und einer Katze im Fünfseenland, vor den Toren Münchens.

Weitere Informationen zum Programm von Fischer Sauerländer auf *www.fischer-sauerlaender.de*

Sabrina J. Kirschner



Verflucht Verbunden

FISCHER SAUERLÄNDER

1. Auflage Oktober 2026

Erschienen bei Fischer Sauerländer

© 2026 Fischer Sauerländer GmbH, Hedderichstraße 114,
60596 Frankfurt am Main
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.
Umschlaggestaltung: Max Meinzold unter Mitarbeit von
Dahlhaus & Blommel Media Design, Vreden
Umschlagabbildung: Max Meinzold
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-7373-7433-0

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischer-sauerlaender.de

1

Nachts sind alle Schatten voller Grauen. Deshalb ist die Abenddämmerung die beste Zeit, um ungesehen draußen herumzuschleichen. Vorausgesetzt, man hat die Nerven dafür. Oder ist verzweifelt genug.

Vielleicht traf beides auf mich zu.

Der gepflasterte Innenhof lag vollkommen verlassen vor mir. Während die Schatten der Nacht langsam hervorkrochen, huschte ich im sterbenden Licht des Tages zum Stall.

Es waren nur wenige Meter über den Hof, an der Garage vorbei, dann durch ein Tor aus Rosenranken, hinter dem meine nackten Füße Gras berührten. Gefallene Blütenblätter pressten sich zwischen meine Zehen und die erkaltende Erde. Ich wurde langsamer.

Jede Faser meines Körpers war angespannt, meine Hände waren feucht und umklammerten ein krustiges Stück Brot. Mit weichen Knien und zugeschnürter Kehle schlich ich zur Rückseite des Gebäudes. Dumpfe Schläge durchdrangen die Abendstille.

Ich betrat den Stall. Keine Menschenseele zu sehen.

Ein blutroter Sonnenstrahl sickerte durch eine Lücke im Dachgebälk und durchkreuzte meinen Weg. Mein Herz klopfte wie verrückt, als ich zu dem finsteren Verschlag am hintersten Ende der Stallgasse spähte.

Wenn mich irgendjemand erwischte, bekäme ich Hausarrest bis zum Ende meines Lebens. Was, wenn ich es bis zur Dämmerung nicht wieder nach drinnen schaffte? Ich kannte das Risiko. Es war tödlich. Ich musste mich beeilen. Niemand würde je erfahren, dass ich mal wieder meinen Kopf durchgesetzt hatte.

Ich streckte die Hand mit dem Brot vor mir aus. Mehlstaub glitzerte im Sonnenlicht, ich machte einen großen Schritt.

Die Schläge verstummten.

Nur noch wenige Meter trennten mich von der Box. Angestrengt sah ich in die Dunkelheit. Der Verschlag war fast komplett verrammelt bis auf einen schmalen Spalt mit einem Brett davor. Mein nächster Schritt knarzte laut, als ich auf einen morschen Balken trat.

Leises Grollen ertönte. Scharren im Dreck. Etwas streifte die Bretter, fuhr an ihnen entlang wie die Kante eines scharfen Messers. Das Kratzen schmerzte in meinen Ohren. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Das Brot vor mich gehalten wie eine Waffe, überwand ich den letzten Meter. Meine zitternden Finger schoben die schmale Holzleiste zur Seite.

Das Grollen im Verschlag wurde lauter, etwas polterte gegen die Bretterwand. Ich warf das Brot durch die Luke und stolperte rückwärts. Schwer atmend verharrte ich vor der finsteren Box. Langsam, ganz langsam ging ich in die Knie, um durch die Öffnung zu spähen. Ob ich einen Blick erhaschen konnte?

Eine Weile sah ich nichts. Nichts rührte sich. Schwarze Schatten umtanzten die Luke.

Die Bewegung war so unbedeutend, dass ich sie zunächst überhaupt nicht bemerkte. Die Schatten schienen zu schmelzen, sich neu zu ordnen, und dann durchzuckte sie ein dunkles Leuchten. Schwarz wie geschliffenes Glas bei Nacht, dann wie die kalte Glut des erlöschenden Feuers und schließlich lilablau wie eine Flamme im Wind.

Was war das für eine Kreatur, die meine Familie hier versteckte? Warum hielt man sie so eingesperrt?

Waren das Augen, die mich aus der Finsternis heraus anfunkelten? Oder etwas Magisches?

Genau wie jedes Kind auf den Outer Islands hatte ich Legenden gehört, Geschichten erzählt bekommen. Die meisten waren dafür da, uns Angst zu machen. Damit wir nach Sonnenuntergang auch wirklich im Haus blieben. Nicht mit mir. Geheimnisse waren dafür da, ans Licht gezerrt zu werden.

Ich zwang mein Herz, sich zu beruhigen. Allmählich konnte ich ein wenig

mehr sehen. Die Konturen eines Mauls, weit geblähte Nasenflügel. Fell, so schimmernd wie Marmor. Feuchtigkeit glänzte darauf. »Du bist nicht allein, hab keine Angst«, flüsterte ich leise, nicht sicher, ob meine Worte die Kreatur oder mich beruhigen sollten.

Ich rutschte näher an den Spalt im Verschlag. Die Kreatur machte einen Schritt nach hinten. Nun konnte ich ihre violetten Augen sehen. Sie strahlten eine seltsame Ruhe aus. Dort, in diesem Blick, lag etwas Verheißungsvolles, ein finsteres Versprechen.

Eine unerklärliche Stille überkam mich. Fast fühlte ich mich schwerelos. Meine Gedanken hörten auf zu kreisen, es gab nichts mehr außer mir und der geheimnisvollen Kreatur.

So verharrten wir eine ganze Weile, während das Licht im Stall langsam erstarb und der Dämmerung wich. Ich spürte, wie die nächtliche Kälte allmählich einzog. Ich hätte gehen sollen, doch ich war wie gebannt. Nichts schien wichtiger als die Kreatur und das lila Leuchten aus dem Verschlag.

Meine Hand lag fast an der Luke, nur noch wenige Atemzüge trennten uns.

Ich starrte in das violette Schimmern, ein warmes Prickeln durchströmte meinen Körper, bündelte sich in meiner Brust, wo es sich einzunisten schien.

Schreie vom Wohnhaus ließen mich aufschrecken. Gellende, markerschütternde Schreie. Waren das meine Eltern? Meine Geschwister? Dann fiel es mir ein. Die Tür zur Küche! Ich hatte sie offen gelassen.

Es war dunkel, Mondlicht schimmerte zu mir herein. Nacht. Es war Nacht! Und ich war nicht im Haus.

Das warme Prickeln in meiner Brust erstarb, und alles in mir wurde zu Eis. Schlagartig zitterte ich so heftig, dass meine Zähne laut klapperten.

WAS hatte ich getan?

Ich rappelte mich hoch und taumelte vorwärts. Vielleicht war es noch nicht zu spät, vielleicht konnte ich die Tür des Wohnhauses noch erreichen, sie von innen verschließen, irgendwie mit Magie versiegeln! Ich hatte schließlich einen Seelenstein! Und ich war nicht allein. Oder? Wo waren

meine Eltern, meine Geschwister?!? Waren sie geflohen? Hatten sie sich versteckt?

Doch bevor ich den Stall verlassen und ins Freie gelangen konnte, sah ich IHN.

Er kam durch die Nacht. Von draußen herein.

Und er kam nicht allein. Das tat er nie.

Ihre halb verwesten Körper wanden sich zu seinen Füßen. Auf allen vieren krochen sie dahin. Krächzend, stöhnend. Ihre einst menschlichen Gestalten bis zur Unkenntlichkeit entstellt: Seelenlose!

Ich strauchelte hinter einen Heuballen, fing mich an einem der Holzbalken ab. Keuchend hielt ich mich fest. Presste meinen Rücken gegen den Balken und machte mich hinter dem Heu so klein wie möglich.

Seine hochgewachsene Gestalt betrat den Stall, allein. In Dunkelheit gehüllt, die Umrisse ein Wabern aus Schatten. Ein Gesicht war nicht zu erkennen, denn die Kapuze war tief heruntergezogen, ein Umhang fiel von den breiten Schultern bis hinab auf den Boden des Stalls. Noch schien er mich nicht bemerkt zu haben. Seine Aufmerksamkeit war, wie meine zuvor, gebannt von der Kreatur im Bretterverschlag. Ich drückte mich tiefer ins Heu.

»Da bist du ja!«, wisperte seine dunkle und seltsam alterslose Stimme in einem sanften, fast liebevollen Ton.

Er war mir unbekannt, und dennoch wusste ich mit absoluter Sicherheit, wer er war. Was er war. Und auch, warum er hier war. Mein Blick glitt hinüber zum Bretterverschlag. Ich presste meine klappernden Zähne so fest zusammen, dass sie schmerzten. Ich musste etwas tun!

Meine geheimnisvolle Kreatur schnaubte leise, unwissend ob der Gefahr. Dampf stieg durch die Luke. Ihre Krallen scharrten über den Boden.

Der Fremde hob eine Hand.

Mein Geist schrie RENN!, doch meine Glieder folgten nicht.

Ich wollte um Hilfe rufen. Ich hatte die Zeit aus den Augen verloren. Und jetzt war es Nacht. Und die Nächte gehörten ihm und seinesgleichen.

Alles zog sich in mir zusammen. Ich konnte nur zusehen. Eine Hand auf

den Mund gepresst, unfähig, auch nur einen einzigen Laut von mir zu geben.

Der Fremde schloss die Faust und stieß sie mit einer von Sterblichen kaum wahrnehmbaren Bewegung in seine eigene Brust!

Ein lautloser Schrei stieg in mir hoch. Was tat er da?

Dunkle Schatten und schillerndes Feuer ballten sich über seiner ausgestreckten Handfläche, als er sie wieder von seiner Brust entfernte. Schwarzes Blut tropfte zu Boden, hinterließ eine glitzernde Spur, als er dem Verschlag entgegentrat – als hätte er sich nicht eben selbst eine fatale Verletzung zugefügt. Er schwankte nicht mal.

Von draußen setzten die Schreie wieder ein. Vertraute Schreie. Umhüllt von Röcheln, Scharren, Kratzen. Schauerlaute, wie sie nur die Seelenlosen kannten. Sie hatten ihren Weg in unser Haus auch ohne ihren Herrn gefunden.

Ich wagte einen Schritt nach vorn aus meiner Deckung heraus. Ich musste etwas tun, irgendetwas. Meiner Familie helfen, die Seelenlosen ablenken. Doch der Fremde versperrte mir den Weg aus dem Stall.

Ein einfaches Fingerschnipsen seiner freien Hand ließ die Brettertür des Verschlags zur Seite donnern. Dreck und Staub wirbelten auf. Dann war es einen Moment still im Stall. Die Sekunden, die der Staub brauchte, um sich zu verziehen, nutzte ich. Auf allen vieren krabbelte ich durchs Heu.

Aus der Nähe wirkte der Fremde noch größer, noch mächtiger. Ich war froh, sein Gesicht nicht sehen zu können.

Eine Bewegung ließ mich schwanken.

Die Kreatur.

Ihre Silhouette durchbrach die Finsternis des nunmehr zerschlagenen Gefängnisses.

Ich schnappte nach Luft.

War es ein Pferd? Wenn ja, war es das größte, das ich jemals gesehen hatte. Und es war schwarz wie die Nacht, wie die Schatten, die den Fremden umgaben.

Es war wunderschön und schrecklich zugleich. Der Seelenstein in seiner Brust flammte blauviolett. Magisch, betörend.

Das Wesen machte einen Schritt auf mich zu. Sein gigantischer Pferdekörper wurde in milchiges Mondlicht getaucht, brachte sein nachtschwarzes Fell zum Schimmern, verfing sich in den ledrigen Membranen seiner gewaltigen Schwingen.

Schwingen?

Es hatte Schwingen.

»Geschöpf der Nacht«, flüsterte der Fremde fast liebevoll.

Die geflügelte Kreatur senkte den Kopf.

Der Fremde beugte sich ihr entgegen, hob seine tropfende Faust.

Mit einem Mal war mir seine Absicht klar. Er streckte den blitzenden Stein aus schwarzem Feuer und Schatten der Brust der Schwingenkreatur entgegen. Er würde sie töten. Niemand begegnete einem wie ihm und sah das Licht des nächsten Tages.

Was ich dann tat, geschah nicht aus Instinkt, es geschah aus Trotz, war aus der Gewissheit geboren, dass ab heute nichts mehr so sein würde, wie es einst war.

Ich warf mich vorwärts, die Arme erhoben. »Lauf! Lauf weg!«, rief ich dem geflügelten Pferd entgegen.

Einen Moment lang hoffte ich, es würde den Fremden zwischen seinen riesigen Klauenhufen zertrampeln, würde ihn töten. Doch egal wie – er würde das Schwingenpferd nicht bekommen. Für meine Familie war ich vielleicht zu spät, aber das Tier würde ich retten. Verzweiflung verlieh mir Schnelligkeit. Bevor der Fremde mich kommen sah, stand ich vor ihm.

Die geflügelte Kreatur scherte zur Seite aus. Eine eiskalte Wand aus Finsternis rammte mich, durchstieß meinen Seelenstein in meiner Brust und versengte mir die Adern. Mein Schrei zerriss die Nacht.

Nun war ich an der Reihe zu sterben.

Das Letzte, was ich wahrnahm, war seine Faust in meiner Brust und über mir das Gesicht des Fremden – eines Jungen. Sein Ausdruck voller Un-

glauben, voll blanker Wut, voll nackter Angst, der sein überirdisch schönes Gesicht zu einer grauenvollen Fratze verzerrte.

Die Schulglocke dröhnte in meine Gedanken, und die Freakshow in meinem Kopf riss ab. Meine Brust schmerzte, als ob jemand mit Messern darauf einstechen würde, und ich spürte, wie sich mir der Magen umdrehte.

Würgend schnellte ich aus meiner Bank, packte meine Schultasche und versuchte, die bittere Galle in meinem Rachen nach unten zu kämpfen. Wenn ich kotzen musste, dann wenigstens in die Tasche. Die war sowieso hässlich. Ein Geschenk meiner Tante. Nur schön, wenn man auf zuckersüßes Vanillegelb stand. Was ich nicht tat.

»Igitt! Morgan, raus!«, brüllte es hinter mir.

Ich rannte los, mein Sichtfeld komplett verschwommen. Mein Magen rebellierte, während meine Brust noch immer in Flammen stand. Verdammt! Was ging hier ab? Ich riss die Klassenzimmertür auf. Hörte Becky hinter mir meinen Namen rufen. »Yana!«

Ich taumelte gegenüber ins Klo bis vor den Spiegel und zerrte meine Schuluniform zur Seite. Alles in mir verstummte, als ich sah, was ich geahnt hatte, als der erste Schmerz mein Brustbein durchschnitten hatte: Mein Seelenstein war erwacht.

So plötzlich wie diese gruseligen Bilder in meinem Kopf aufgeploppt waren und den Schmerz ausgelöst hatten, so plötzlich ließ er auch wieder nach. Und ich konnte den ersten klaren Gedanken fassen.

Ich starrte in den Spiegel.

Meine Seele war schwarz. Kein Scherz. Ich, Yana Morgan, hatte eine pechschwarze Seele. Und das meine ich jetzt auch nicht sinnbildlich oder so, sondern ziemlich im wahrsten Sinne des

Wortes! Der eindeutige Beweis dafür glühte mir durch den graffitiverschmierten Spiegel des Schulklos entgegen wie eine Leuchtreklame für innere Abgründe.

Becky kam hereingestürzt, drückte sich von innen gegen die Tür und hielt sie zu. »Ich finde, er steht dir«, keuchte sie atemlos. »Das ist echt dark, Yana! Ab heute kommt dir keiner mehr dumm.« Sie stierte auf die schwarz glühende Stelle auf meiner Brust, knapp unter dem Schlüsselbein – daumennagelgroß, verschmolzen mit meiner Haut –, meinen Seelenstein.

Ich verdrehte die Augen und verzog das Gesicht. »*Echt dark?* Ernsthaft, Becky? Als ob es nicht schon genug Gründe gäbe, von der Menschheit gemieden zu werden.« Ich stöhnte, strich meine langen weißblonden Haare zur Seite und beugte mich dem Spiegel noch etwas mehr entgegen, um besser sehen zu können. »Verdammt! Warum! Warum ausgerechnet heute?«, knurrte ich. »Heute Morgen war er noch matt, leblos, magielos, nutzlos, so, wie er sein sollte!«

Mal abgesehen davon war er unauffällig gewesen. Kaum mehr als ein hässlicher Fleck. Ein Muttermal mit Identitätskrise. Aber damit war nun Schluss. Jetzt war der Stein knalllebendig und abgrundtiefdunkelschwarz leuchtend.

»Als ob es nicht schon schlimm genug wäre, dass man überhaupt mit einem Seelending zur Welt kommt … nein, jetzt muss er auch noch schwarz sein!«

Becky zog ihren roten Lieblingsschal zur Seite und deutete auf ihren eigenen Stein. »Hey, sprich für dich selbst. *Ich* mag meinen Seelenstein und seine Magie.«

Klar tat sie das. Ihr Stein war ja auch perfekt. Nahezu lupenrein weiß.

»Magiebegabt oder nicht, jetzt kann jeder schon von Weitem sehen, was für ein verkorkster Freak ich bin.« Ich starrte Becky an.

Meine Cousine packte meine Schultern. »Yana-Banana, dein Stein sagt nichts über dich als Menschen aus. Du beherrschst ihn und nicht andersherum.«

»Klar.« Ich hob eine Braue. »Und Einhörner sind hervorragende Reittiere für die Rushhour.«

Becky prustete los, und auch mir fiel es schwer, keine Miene zu verziehen. Ein Auto hupte draußen. Fluchend zerrte ich an meiner Schuluniform und sah zum Klofenster raus. Ein weißer SUV stand vor dem Haupteingang der Schule.

»Das ist Mum. Sie hat es anscheinend eilig«, seufzte Becky und wickelte sich ihren Schal wieder um den Hals. »Wir sollten gehen. Sie hasst es zu warten.«

»Ich weiß. Mist. Ich komm ja schon.« Hastig zerrte ich die veilchenlila Bluse über meinen frisch erwachten Seelenstein, schob meine Krawatte darüber, zupfte den Pullunder zurecht und schloss dann meinen braunen Schulblazer. Das verräterische schwarze Schimmern war nicht mehr zu sehen. Zum Glück war es Dezember und kalt hier auf den Outer Islands. Trotzdem war ich schweißgebadet.

Wieder hupte es.

Meine Tante hatte sich tatsächlich bequemt, uns mit dem Wagen abzuholen – normalerweise waren wir Busmaterial. Aber heute war Wintersonnenwende. Der große Tag. Zumindest für Becky. Für mich bedeutete er: *Verdrängung de luxe.*

Ich griff erst nach Beckys Schulrucksack und dann nach meinem. Gemeinsam verließen wir das Mädchenklo und stürmten aus dem Gebäude.